

In Eva Menasses Essays und Reden lassen sich das Temperament und die unbändige Formulierlust dieser Autorin noch einmal neu entdecken: in liebevoll-boshaften Langzeitbeobachtungen über Deutsche und Österreicher, in engagierten politischen Interventionen, aber auch in leidenschaftlichen Bekenntnissen zu Lieblingsautoren wie Richard Yates, Alice Munro und Ulrich Becher. Ein besonderes Augenmerk gilt der öffentlichen Rolle des Schriftstellers, ein Feld, auf dem man in Deutschland bekanntlich nur alles falsch machen kann.

Die pointierten und eleganten Texte der Heinrich-Böll-Preisträgerin beziehen Stellung, sie sind ein starkes Plädoyer gegen Lauheit – und ein Lektüregenuss.

EVA MENASSE, geboren 1970 in Wien, begann als Journalistin beim österreichischen Nachrichtenmagazin »Profil«. Sie wurde Redakteurin der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und begleitete den Prozess um den Holocaust-Leugner David Irving in London. Nach einem Aufenthalt in Prag arbeitete sie als Kulturkorrespondentin in Wien. Sie lebt seit 2003 als Publizistin und freie Schriftstellerin in Berlin. Ihr Debütroman »Vienna« sowie ihr Erzählungsband »Lässliche Todsünden« waren bei Kritik und Lesern ein großer Erfolg. Für ihren Roman »Quasikristalle« wurde sie mit dem Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln ausgezeichnet.

EVA MENASSE BEI BTB
Vienna
Lässliche Todsünden
Quasikristalle

Eva Menasse

Lieber aufgeregt
als abgeklärt

Essays

btb

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2016,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2015 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: semper smile, München
nach einem Umschlagentwurf von Barbara Thoben, Köln
unter Verwendung eines Motivs von © Oliver Eltinger/Corbis

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71372-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Inhalt

Vorwort	9
I. Politisch-Feuilletonistisches	13
Lieber aufgeregt als abgeklärt <i>Dankesrede zum Heinrich-Böll-Preis</i>	13
Nicht christlich, sondern krank <i>Zur Debatte um die Präimplantationsdiagnostik</i>	26
Mut zur Wut <i>Sibylle Lewitscharoff und die Meinungsfreiheit</i>	35
Aus enttäuschter Liebe <i>Das Israel-Gedicht von Günter Grass</i>	40
Was nur die Literatur vermag <i>Laudatio auf Imre Kertész</i>	44
Wer den Mund aufmacht, macht sich angreifbar <i>Günter Grass zum 85. Geburtstag</i>	53
Dünne Haut und Konsensschrott <i>Schriftsteller und ihre Kritiker</i>	61
Unter Piefkes <i>Als Österreicherin in Deutschland</i>	69

Wasserkopf und Krone <i>Über Wien, die Heimatstadt</i>	80
Meister einer Klasse, die er selbst erfunden hat <i>Grabrede für Georg Kreisler</i>	92
Tanz vor dem Orkan <i>Auf dem Wiener Philharmonikerball</i>	99
Raus aus dem Quadrat <i>Deutschland, auf seinen Bahnsteigen und anderswo</i>	109
Welcher Preis passt zu mir? <i>Dankesrede zum Gerty-Spies-Preis</i>	123
II. Literarisches	130
So lacht die Hölle <i>Über Ulrich Becher</i>	130
Zart, klar und unbarmherzig <i>Über Richard Yates</i>	135
Die Unterschätzte <i>Über Alice Munro</i>	153
Jubeltag für Schriftsteller <i>Zum Literatur-Nobelpreis für Alice Munro</i>	159
Mehr Herz als Verstand auf Papier <i>Die Briefe von Virginia Woolf</i>	165
Diamant mit Umgebung <i>Die Erzählungen von F. Scott Fitzgerald</i>	171

Ein schöner, böser Traum	177
<i>Andrzej Barts Roman »Die Fliegenfängerfabrik«</i>	
Ein Dissident, kein Publikumsliebbling	183
<i>Laudatio auf Georg Kreisler</i>	
III. Autobiographisches	194
Bürohunde und Zickenkriege	194
Berliner Humor erlernen	202
Haus am See	205
Ich hatte einen Vogel	212
Stell dir vor, du hättest den Hintern von Montserrat Caballé	219
IV. Zwei Erzählungen	229
Und Goethe war übrigens Jungfrau	229
Guten Abend, gut' Nacht	238
Anmerkungen	243
Quellennachweise	246

Vorwort

»Je genauer ich meine Meinung zum Ausdruck zu bringen vermag, desto genauer produziere ich im Andersdenkenden die Widerlegung meiner Meinung. Wäre ich still gewesen, wäre der Widerpart reiten oder baden gegangen, jetzt schreibt er aber einen fulminanten Artikel. Ein Artikel mit meiner Meinung weckt fünf mit der Gegenmeinung. Also habe ich der Sache, falls es sie gibt, eher geschadet«, schreibt Martin Walser in »Vormittag eines Schriftstellers«. ¹

Die »Sache«, das weiß der ironische Selbsterfleischer Walser natürlich, ist viel mehr als der zufällige, tagesaktuelle Anlass, aus dem man einen Meinungsartikel schreibt, für den man mehr oder weniger fulminante Widerreden einstecken muss und von dem man sich möglicherweise schon ein paar Jahre später erstaunt oder missmutig distanziert. In Summe ist die Sache der Diskurs, jenes vielstimmige, oft nervige Meinen und Streiten, in dem eine offene Gesellschaft ihre Übereinkünfte und Frontlinien, Tabus und Dringlichkeiten überprüft und verändert. An dieser oder jener Stelle am Diskurs teilgenommen zu haben, ist bei all der Vielmeinerei zweifellos ziemlich unbedeutend, und das, was man in den Ring geworfen hat, nicht unbegrenzt haltbar. Trotzdem – und das ist eine der wenigen Sicherheiten, die ich mir über die Jahre bewahrt habe – ist es weder uncool noch anmaßend, sich als von Beruf schreibender Mensch gelegentlich an öffentlichen Debatten zu beteiligen. Die Hohepriester des Purismus –

sich immer nur über das »literarische Werk« artikulieren und die Finger bloß nicht an Politik schmutzig machen – erscheinen mir nicht nur auf spitzfindig gewendete Weise eitel, sondern auch ein wenig fade, wie Kinder, die nie mitspielen wollen, weil man ja auch einmal verlieren könnte.

Beim Sichten der Texte, die für dieses Buch infrage kamen, ergaben sich schnell Schwerpunkte, die, unabhängig von Chronologie, nun die Reihenfolge bestimmen: ein Haufen Politisch-Feuilletonistisches, und darin wiederkehrend Stücke speziell zu Österreich und Deutschland, Wien und Berlin – ein Thema übrigens, das ich hoffe, biographisch hinter mir zu lassen. Nach über fünfzehn Jahren in Berlin, fern von meinem seltsamen kleinen Heimatland, geht mir das exegetische Selbstvertrauen langsam verloren. Und so ist es nur fair, dass in jüngeren Texten deutsche Spezifika einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Lange genug war ich fast unkritisch verliebt in mein Gastland, dem ich aber weiterhin, wenn in Österreich die ganz Rechten auf ihrem hirnlosen Vormarsch noch weiter kommen sollten, verzweifelt nachrühmen werde, dass es mir quasi politisches Asyl bietet.

Zweitens gibt es Betrachtungen zur Literatur im engeren Sinn, wobei ich, wie viele Kollegen, dazu übergegangen bin, fast nur noch über Bücher oder Autoren zu schreiben, die mich begeistern. Natürlich verraten manche dieser Aufsätze viel über die Ansprüche an das eigene Schreiben, bilden eventuell den Kern einer Privatpoetologie.

Im dritten Teil finden sich im Autobiographischen wurzelnde Texte – das nur zuzugeben ist gefährlich, wo man doch als Schriftstellerin auf Schritt und Tritt über den »wahren« Anteil in den eigenen Büchern verhört wird. Es sind jedenfalls Texte, die mir am Herzen liegen, weil die dazugehörigen Erlebnisse offenbar so stark waren, dass sie

als eigene Geschichte herausmussten und nicht warten konnten, bis sie als überformtes Material oder als kleine Verzierungssplitter in einen Roman oder eine Erzählung passten.

Trotz der Genrebezeichnung »Essays« beschließen zwei kleine Erzählungen den Band: die eine, »Und Goethe war übrigens Jungfrau«, weil ich sie wiederum endlich vom Geruch des Autobiographischen befreien möchte – seit sie vor vielen Jahren erschien, werde ich zu Diskussionen über Astrologie eingeladen, weil Leser überzeugt davon sind, dass ich wirklich eine sternenverrückte Tante hatte. Hatte ich nicht. Alles erfunden, es tut mir leid – nur in Astrologie-Foren ist dieser Umstand natürlich, wegen meiner schreienden Fachkenntnis, bekannt.

Die andere Erzählung ist, in ihrer ganzen schüchternen Kürze, die allererste belletristische Arbeit, die ich veröffentlicht habe. Aus reiner Sentimentalität beschließt sie den Band – weil ich ihr dankbar bin, weil das Schreiben in dieser assoziativen Freiheit eine Mutprobe war, ohne die alles Weitere nicht hätte begonnen werden können.

Mit dem Älterwerden scheint einem das entschlossene Meinen immer schwerer zu fallen. Deshalb stoße ich ja, mit dem Instinkt einer Leserin, die nie einem anderem System als dem der spontanen Lust gefolgt ist, gerade jetzt auf die Aufsätze Martin Walsers. In dem obengenannten Essay spricht er von den Folgen, die man gewärtigt, sobald man »seine Meinung genau zum Ausdruck« gebracht hat, man erfährt aber nichts darüber, dass schon das ja die Ausnahme ist. Ich vermute, Schriftsteller werden gerade auch solche, die beim Meinungsschreiben massiv davon behindert werden, dass ein obsessiver Kopf-Schachspieler immer gleich den Gegenzug ausführt, also das Gegenargument formuliert, um das ursprüngliche zu entwerten. Die

sich in die Literatur flüchten, weil diese Ambivalenz und Offenheit nicht nur zulässt, sondern verlangt. Ein zu Ende geschriebener, in sich schlüssiger Meinungsartikel ist da fast ein Wunder, weil es einmal gelungen ist, die eigenen Gegenstimmen weiträumig auszuschalten. Das ist aber nur dann der Fall, wenn einem die vorherrschende Meinung zu einem bestimmten Thema so falsch oder disproportional erscheint, dass man gar nicht anders kann, als sich zu Wort zu melden. Oft ist das ein mühseliger, schmerzhafter, aber unausweichlicher Akt der Selbstbehauptung – so etwa der bestimmt nicht angenehm zu konsumierende Text »Nicht christlich, sondern krank«.

Beim Vergleich von anderen, weniger lanzenhaften Texten wird der aufmerksame Leser bemerken, dass ich mir über die Jahre gelegentlich widerspreche. Allerdings wäre das Gegenteil wohl verdächtiger. Denn einmal gewinnt eben der Alarmist im Kopf die Oberhand, ein andermal der Besänftiger. Die passende Antwort auf diesbezügliche Beschwerden hat vor Jahrzehnten der große österreichische Kulturhistoriker Egon Friedell gegeben: »Wenn ich mir schon widerspreche, warum widersprechen Sie mir dann?«

E. M.

I. Politisch-Feuilletonistisches

Lieber aufgeregt als abgeklärt

Dankesrede zum Heinrich-Böll-Preis

Was hätte wohl Heinrich Böll dazu gesagt? Zur Umfrage einer Wochenzeitung kurz vor der letzten Bundestagswahl, in der von achtundvierzig bekannten Wissenschaftlern, Künstlern, Intellektuellen etwa ein Viertel mehr oder weniger deutlich, mehr oder weniger stolz ihre Wahlverweigerung öffentlich bekundeten? Wo dieses Viertel der Befragten egozentrische Sätze schrieb wie »selten war ich mir so unschlüssig«, unfreiwillig komische Sätze wie »früher habe ich noch an Parteien geglaubt«, denkfaule Sätze wie »wie soll man in differenzlosem Feld eine Entscheidung treffen«, und bemitleidenswert erschöpfte Sätze wie den folgenden: »Das Beste, was wir im Augenblick haben, ist die erzwungene Solidarität unter uns Wahlmüden«? Was hätte er gesagt zu dem großen Essay eines angesehenen Wissenschaftlers, der wortgewaltig viel richtige Kritik an hochkomplexen politischen Phänomenen äußerte, nur um dann mantraartig zu dem unterkomplexen Schluss zu kommen, die einzige Möglichkeit, darauf zu reagieren, sei, nicht mehr wählen zu gehen?

Was hätte Böll gesagt angesichts von Medien, die diese todschick gewordene Politikverdrossenheit, diese Denk- und Entscheidungsfaulheit nicht bloß transportieren, sondern lustvoll vervielfältigen, indem sie ausgerechnet den Nichtwähler zum Superstar aufbauen, der einfühlsam zu seinen Beweggründen interviewt wird? Wo sich Talkmaster inzwischen auch in gehobenen Programmen als unerbittliche Ankläger gerieren, die dem Angeklagten, also dem Politiker, der ohnehin vorverurteilt ist, aus ihren unendlichen digitalen Archiven seine Fehlleistungen, Tränen und falschen Versprechungen vorspielen? Wo sie einem Kanzlerkandidaten, der über Maßnahmen zur Gleichberechtigung spricht, als Antwort höhnisch O-Töne aus Fußgängerzonen zeigen, wo irgendwelche Frauen sagen, dass ihnen die Mundwinkel dieses Bewerbers aber einfach nicht gefallen?

Was hätte Heinrich Böll gesagt angesichts einer Öffentlichkeit, in der sich die Reste von Sachpolitik aufgelöst haben wie in einer homöopathischen Zuckerlösung, weil es nur noch um Äußerlichkeiten geht, um Fingerhaltungen, Halsketten und die Frage, wie einer »ankommt« und nicht, ob er etwas zu sagen hat?

Was würde Heinrich Böll heute zur Lage in seinem Deutschland sagen? Nach fast siebzig Jahren Frieden ist es zu einem der reichsten und mächtigsten Länder der Welt geworden, während anderswo auf der Welt, nicht nur in Syrien, täglich Tausende fliehen und Hunderte sterben, während regelmäßig Dutzende, an schlechten Tagen auch Hunderte Flüchtlinge im Meer zwischen Afrika und Europa ertrinken, und die paar wenigen, die ihre Haut heil bis zu uns gerettet haben, treten nach kurzer Zeit in unseren kalten Kirchen lieber in den Hungerstreik, als ein sinn- und trostloses Dasein als zwar durchgefütterter, aber jeder

Zukunft beraubter Asylant zu führen. Was hätte Böll gesagt zu diesem Deutschland, das sich am liebsten dann intellektuell anstrengt, wenn es darum geht, die eigene Untätigkeit zu verteidigen, die eigene erstickende Langeweile zu beschwören?

Ich weiß nicht, was er gesagt hätte, aber eines ist sicher: Heinrich Böll hätte etwas gesagt, und nicht zu knapp. Dieser Mann, der mit achtundzwanzig Jahren aus den Schützengräben eines verbrecherischen Krieges kam, der in den Nachkriegsjahren von sich selbst und seiner Familie verlangte, eher zu hungern, als dass er seine Freiheit als unabhängiger Schriftsteller aufgegeben hätte, dieser Autodidakt, der in den ersten Jahren gar nicht anders konnte, als wie besessen aufzuschreiben, was er an Gräueln erlebt hatte, und der, neben Wolfgang Borchert, der Erste war, der mit seinen Texten den sinnlos verheizten Soldaten und ermordeten Juden ein Denkmal setzte – der hat zeitlebens lieber einen Fehler gemacht, als den Mund zu halten. Der hätte sich niemals von vermeintlich wohlmeinenden Beratern oder vom Comment des Literaturbetriebs sagen lassen, dass es sich für Schriftsteller nicht schickt, sich zur Lage zu äußern. Dass es sich rächen könnte, beim nächsten Buch. Dass es großspurig wirkt, wenn man sich politisch artikuliert, als jemand, der doch bloß etwas geschrieben hat. Worin, bitte, geschätzter Autor, geschätzte Autorin, besteht denn Ihre Expertise, sich zu äußern? Haben Sie ein Rentenkonzept in der Schublade? Oder eine bessere Idee, um die Finanzkrise zu lösen? Wollen Sie sich mit diesem tagespolitischen, gar parteipolitischen Dreck Ihre zarte Poetenhand ruinieren? Na also. Dann überlassen Sie das doch lieber weiterhin uns, den festangestellten Kommentatoren, die wir dafür be-

zahlt werden, dass wir Tag für Tag eine frische Meinung haben und diese handzuhaben verstehen wie ein Schwert. Und für Wahlempfehlungen gibt es ja, alle vier Jahre, die Starfriseur und Seriensternchen.

Über die Freiheit des Schriftstellers schrieb Heinrich Böll: »Er muss zu weit gehen, um herauszufinden, wie weit er gehen kann.«

Das hat Böll sich zur Maxime gemacht, ebenso wie der um zehn Jahre jüngere Günter Grass. Sie kamen auf der Seite der Schuldigen aus dem Krieg, sie begannen auf den Trümmern zu schreiben, auf denen ihrer Städte ebenso wie auf den Trümmern all dessen, was Deutschland einmal ausgemacht hatte, als nationale Idee, als Ort von hochstehender Kultur und Zivilisation, bevor es die Gaskammer erfand.

Die Energie von Böll und Grass, ihr Land mit der Kraft ihrer Worte zu einem anderen, besseren Land zu machen, war immens und einschüchternd. Als sie älter wurden, diese Energie aber keineswegs nachließ, während das Wirtschaftswunderland um sie herum an die Stunde Null schon gar nicht mehr erinnert werden mochte, wirkten sie auf einmal lächerlich.

Plötzlich wollte niemand mehr sein wie sie, sie schienen querulantisch, besserwisserisch, moralapostelhaft. Plötzlich wollte keiner mehr die öffentliche Arena betreten, die sie den Schriftstellern und Intellektuellen gerade erst erkämpft hatten – das klingt zwar paradox, ist aber wahrscheinlich bloß die natürliche Bewegung der Geschichte, eine Bewegung wie Ebbe und Flut.

Eine neue Zeit kam und urteilte vernichtend wie Rainald Goetz, der Böll und Grass »die präsenilen Chefpeinsäcke« nannte. Auf diese Art der verbalen Abwicklung möchte man

übrigens auch mit einem Böll-Zitat antworten: »Ich hoffe, du hast nicht in den Eisschränken der Ironie das Gefühl der Überlegenheit frisch erhalten.« Damals jedenfalls ging die intellektuelle Deutungsmacht über die Phänomene der Gegenwart fast gänzlich auf die Journalisten über.

Schriftsteller und Politik, das ist in Deutschland seither eine unmögliche Verbindung. Es gilt als veraltet und peinlich, sich auch nur in der Nähe von Politik oder gar Parteien sehen zu lassen. Auch dem Wort »politisches Engagement« haftet etwas unsouverän Aufgeregtes an, als wäre so ein Engagierter ein überschäumendes Kind, das es leider noch nicht besser weiß. Wenn ich es recht sehe, hat die Unvereinbarkeit dieser beiden Sphären nach der Wiedervereinigung eher noch zugenommen, wenn auch aus geradezu entgegengesetzten Gründen: Während die Kollegen aus der DDR ihre speziellen Erfahrungen mit Zwang, Vereinnahmung und Staatsschriftstellerei gemacht hatten, sah Heinrich Böll mit dem zeitlichen Abstand und den mit ihm automatisch einhergehenden Schlampereien und Vereinfachungen nun beinahe wie der (demokratische) Staatschriftsteller der guten alten Bonner Republik aus.

Nichts könnte falscher sein. Heinrich Böll war ein großer Moralist – auch das ein Wort, das konjunkturell zum Schimpfwort taugt, weil selbst die Moral gelegentlich aus der Mode kommt –, aber er war auch ein grandioser Polemiker und ein wilder Widerborst. Wer heute seine politischen Essays, seine Reden, seine Zwischenrufe, ja seine Leserbriefe liest, dem stockt der Atem vor so viel Angriffslust, sprachlicher Zuspitzung, tiefender Ironie. Da ist ein heißer, kämpferischer Ton, ein Ton, den man heute kaum noch hört und liest, nicht einmal, wenn sich verfeindete Feuilletonisten beharken.

Im Vergleich dazu ist der aktuelle deutsche Diskurs in ritueller Höflichkeit erstarrt. Kaum einer langt, auch *ad personam*, so hin und macht sich gleichzeitig durch ehrlichen Einsatz des Pronomens »ich« so verwundbar, wie Böll es tat. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass Heinrich Böll, der die Nazidiktatur und den Vernichtungskrieg überlebt hatte, danach alle Rüstungen für immer abgelegt hat. Dass Böll, der massenmörderischen Diktatur entkommen, fortan entschlossen war, diese junge Demokratie schreibend und protestierend auf ihre Tauglichkeit zu überprüfen, am eigenen Leib, ob sie »echt« war und sich wirklich nicht wieder zurückverwandeln würde, ob man nicht doch noch Reste von Willkür, Denk- und Redeverböten zutage fördern könnte.

Für diese demokratische Tauglichkeitsprüfung hat Böll »sich eingesetzt« im Wortsinn, er musste zwar nicht mehr, wie im Krieg, sein Leben einsetzen, aber alles andere hat er eingesetzt, seine Person, seinen Ruf, sein Gewicht als Schriftsteller und Nobelpreisträger. Als der RAF-Terror begann, stand er ganz allein auf weiter Flur mit seinem Versuch, in einem Klima von gesellschaftlicher und politischer Hysterie auf die fatale Mitwirkung der Medien an ebendieser totalen Hysterie hinzuweisen.

Dafür hat ihn die Springer-Presse mit einer Hasskampagne überzogen, die Böll als Sympathisanten von Terroristen diffamiert, die ihm den berühmten Polizeieinsatz beschert hat – sein Haus wurde von schwerbewaffneten Polizisten umstellt und nach Terroristen durchsucht. Das hat ihn tief gekränkt, und die Kampagne hat bis zu seinem Tod nicht aufgehört.

Die Causa Böll von 1972 bleibt ein schreckliches Lehrbeispiel dafür, wie in einem Zustand von Radikalisierung beruhigende und deeskalierende Texte gar nicht mehr ver-

standen werden können, wie alles, was in einer solchen Atmosphäre gesagt und geschrieben wird, plump der einen oder anderen Seite zugeschlagen wird. Bist du nicht für mich, so bist du gegen mich. Es bleibt ein beunruhigendes Beispiel dafür, wie Mitte und Mäßigung plötzlich spurlos verschwinden können.

»Elf Millionen Bundesbürger schlürfen täglich den Polit-Porno-Zynismus von BILD ein«, schrieb Böll glasklar und ungebrochen: »Ich weiß, es ist Mode geworden, die Springer-Presse für indiskutabel zu halten. Ich mag mir diesen intellektuellen Luxus nicht leisten.«²

Der intellektuelle Luxus, der nur ein anderes Wort für Feigheit ist: Da ist er, dieser Böll, der ganz unverbraucht und gegenwärtig zu mir spricht, von dem man bis heute so viel lernen kann. Ihn lesend, begreife ich noch einmal neu den Unterschied zwischen dem professionellen Kommentator des Zeitgeschehens, dem Journalisten, dem Lobbyisten, dem Politiker, und uns, den Autoren.

Denn wir sind allein, wir haben keinen Zeitungsverlag, keinen Konzern und keine Partei hinter uns. Die einzige Kraft, die wir haben, ist unsere Stimme und unsere Verletzlichkeit. Wir sind komische Käuze in stillen Kammern, wir verweigern uns der Hochgeschwindigkeit der Geschäftswelt, dem absurden Postulat der Schwarmintelligenz, der vermeintlichen Alternativlosigkeit einer Hundertschaft von gefährlichen Entwicklungen. Wir nehmen uns viel Zeit für seltsame, altmodische Gedanken. Wir haben und brauchen Abstand. Genau das ist unsere Expertise, die Voraussetzung für einen anderen, hoffentlich freieren Blick.

Vielleicht ist ja der Künstler, der sich politisch äußert, die einzige authentische politische Figur. Die anderen

sprechen als Profis. Wir aber fallen aus der angestammten Rolle und werden zu Privatleuten mit einer papierdünnen Haut, sobald wir uns öffentlich mit der Welt außerhalb unserer Werke beschäftigen.

Das ist gefährlich, unangenehm und nicht jedermanns Sache. Das ist eine Mutprobe, denn es ist schon so manchem Autor zum Verhängnis geworden, an dessen wohlformulierten Misston man sich noch nach Jahren erinnerte, während die Sprachhülsen der Dauerredner täglich von den nächsten überschrieben werden. Man braucht uns dafür nicht zu bewundern. Das Einzige, das wir mit Nachdruck verlangen, ist: ernstgenommen zu werden, so ernst wie all die anderen auch. Nicht für illegitim oder anmaßend erklärt zu werden. Oder, mit Heinrich Böll gesagt: »Was Autoren sind: auch Bürger, möglicherweise artikulierte. Sonst nichts. Ich bin gegen Heldenverehrung, Denkmäler, Images und Ikonen.«³

In seinem vorletzten Roman mit dem brillanten Titel »Fürsorgliche Belagerung« beschreibt Heinrich Böll eine klaustrophobische Welt totaler Überwachung. Eine kleine Gruppe Reicher und Mächtiger wird Tag und Nacht überwacht. Warum? Weil ein Anschlag verhindert werden soll.

Doch je perfekter das Sicherheitsnetz, desto gefährdeter fühlen sie sich. Zu den eminenten Vorkehrungen von Sicherheit gesellt sich eine tiefe psychische Verunsicherung. Hinter jeder Ecke steht ein Bewaffneter und begleitet sie bis auf die Toilette. Die solcherart Beschützten haben keinerlei Privatsphäre mehr, ihre Telefone werden überwacht, ihre Briefe gelesen, jeder ihrer Schritte wird kontrolliert, über buchstäblich jede ihrer Lebensäußerungen wird Buch geführt. Diese Lückenlosigkeit führt zu immensen Kolla-

teralschäden. Denn wenn ein Sicherheitsmann und sein Vorgesetzter alles über einen wissen, dann weiß es auch die Ablöse des Wachmanns und der Stellvertreter des Vorgesetzten, es wissen die Komitees, die regelmäßig zusammentreten, um die Sicherheitsmaßnahmen zu evaluieren. Je mehr es wissen, desto sicherer gibt es Lecks. Es gibt Sicherheitslecks, aber vor allem gibt es Informationslecks. Die Hauptfigur des Romans, Fritz Tolm, ist mit einem Schmierblatt namens »Das Blättchen« zum Multimillionär geworden, aber natürlich gibt es Konkurrenten unter den Schmierblättchenmachern. Und diese Konkurrenz spielt die privaten Informationen über Tolm und seine Familie gnadenlos aus.

Das ist der großartigste Schachzug Bölls in diesem Roman: dass er zeigt, wie ein völlig übersteigter Sicherheitswahn sich zauberlehrlingshaft gegen die kehrt, die ihn in Gang gesetzt haben. Die umfassend Überwachten und Durchleuchteten können zwar vielleicht vor Anschlägen bewahrt werden, aber sie haben keine Sekunde Ruhe mehr, sie werden unvermeidlich zu Opfern von Erpressung und öffentlicher Demütigung.

Man erkennt die Parallelen. Unnötig zu sagen, weshalb dieser Roman heute vermutlich noch viel aktueller ist als zur Zeit seiner Entstehung, als Heinrich Böll zu beschreiben suchte, was er im Deutschen Herbst über die Physik der Gesellschaft gelernt hatte. Ich muss nicht erinnern an die heutigen technischen Möglichkeiten, die so schnell über unsere Gewissheiten und Empfindlichkeiten, vor allem über unsere Gesetze hinweggestürmt sind, dass wir die Implikationen noch gar nicht begriffen haben. Wir glauben noch, dass der weltweite öffentliche Pranger unser größtes Problem ist, jener Pranger, der heute Shitstorm heißt, der